

Leseprobe aus:

Robert Skuppin, Volker Wieprecht

Das Lexikon der Rituale

Volker Wieprecht

Robert Skuppin



Das Lexikon der Rituale

Von **A**bschied
bis **Z**igarette danach



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Inhalt

Vorwort	9
Absacker	13
Abschied	14
Arztbesuch	20
Aufguss	24
Begräbnis	29
Begrüßung	35
Brautstraußwerfen	40
Comeback	43
Dinner, Candle-Light-	52
Elefantenrunde	60
Essensrituale	65
Friedenspfeife	71
Friseurbesuch	75
Frühjahrsputz	79
Geburtstag	82
Grillabend	87

Haberfeldtreiben 92
Halloween 96
Händewaschen 100

Initiationsrituale 105

Jagd 114

Kinderrituale 119
Körperpflege 125
Krönung 130

Leben wie Immanuel Kant 136
Lotto 144

Magie 150
Maibaum 156
Militärparade 160
Mitbringsel 167
Mittagsschläfchen 171

Neujahrsansprache 176

Olympischer Fackellauf 181
Ostereiersuchen 186

Polterabend 189

Qualitätssicherung 194

Reifeprüfung 197

Richtfest 199

Schiffstaufe 204

Schultüte 209

Schützenfest 213

Silvester 218

Smalltalk 225

Sonntagsrituale 228

Stammtisch 232

Tag der offenen Tür 237

Tagesschau 240

Taufe 246

Teezeremonie 252

Torjubel 256

Trinkgeld 261

Urlaub 263

Vorspiel 266

Weihnachtspost 270

Weinprobe 276

X für ein U vormachen 280

Yetisuche 283

Zähneputzen 290

Zigarette danach 296

Vorwort

Vor gar nicht allzu langer Zeit, als sich die Welt noch in U- und E-Musik spalten ließ, gab es eine heitere Floskel, mit der man zeigen konnte, dass man die Ordnung der Dinge verstand. Man sprach seine Mitmenschen mit den Worten «liebe Freunde der italienischen Oper» an. Die so Angesprochenen wussten: «Jetzt wird's flach. Aber immerhin verständlich.»

Insofern, liebe Freunde der italienischen Oper, erinnern wir uns jetzt kurz an frühe Sternstunden jener weltweit beliebten Kunstform, die nach Ansicht viel versprechender Zeitgenossen bereits im 19. Jahrhundert in der Lage war, Menschen auf dem ganzen Globus zu beglücken: die Oper. Ab 1830 war Paris die Welthauptstadt der textlastigen Singspiele in Kostümen. Ein Opernbesuch war Bestandteil des gesellschaftlichen Lebens, er war ein festgelegtes Ritual, das man sich ungefähr so vorstellen darf: Droschkenvorfahrt, Billette zücken, Mäntel ablegen, Glas Champagner einflößen, Austausch gesellschaftlich relevanten Tratsches, Einzug in den Opernsaal, die Dame leicht untergehakt und mit baumelndem Beutelchen in der Armbeuge, oberhalb des Glacéhandschuhs. Gefälliges Nicken nach links und rechts. Stundenlange Konsumption eingängiger Melodeien, salziges Tröpfchen aus den Augen wischen. Applaus, Applaus, Applaus. Dann nach Haus. Das ging lange gut.

Dann kam der Abend des 29. Mai 1913. Das Pariser Théa-

tre des Champs-Élysées war ausverkauft. Das erste Stück, ein Ballett, war wohlgefällig aufgenommen worden. Dann ging's rund. Igor Strawinsky präsentierte der Welt erstmals sein Werk «Le sacre du printemps», ein Stück, das keinerlei Ähnlichkeit mit dem aufwies, was den braven Bürger bislang beglückt hatte. Orchestrierung, Takt, Instrumenteneinsatz, stampfende Rhythmen, Dissonanzen: unerhört. «Schimmernde Triller und mäandernde Motive wurden von ekstatischen Tanzrhythmen abgelöst, die das Orchester bis an den Rand seiner Virtuosität und Kraft trieben. Das ganze gnadenlose Ritual hatte eine urtümliche Macht, und man meinte in ihm nicht nur den Opfertanz, sondern auch den Gesang von Vögeln und die Schreie der Opfer zu hören!»* Der Tumult war unbeschreiblich. Tänzer und Orchester wurden beworfen, der kurzsichtige Komponist flüchtete sich an die Rockschöße seines Ballettmeisters, aber der wackere Dirigent war angewiesen, bis zum Ende durchzuhalten. Auch gegen den Willen des Orchesters, das sich schon bei den Proben erst fassungslos lachend, dann holprig verhunzend mit dem Stück schwergetan hatte. Die Zuschauer droschen derweil munter aufeinander ein, spuckten sich an, und die Herren forderten einander zum Duell. Es war ein wirklich unvergesslicher Abend.

So was passiert halt, wenn man sich nicht an Gewohnheiten, Gepflogenheiten, Rituale hält. Wenn man die Tradition über den Haufen wirft und Terra incognita betritt: Wahnsinn, Chaos, Anarchie, Angst und Zorn brechen sich Bahn.

Rituale hingegen spenden Sicherheit und Zuversicht, sie

* Phillip Blom, «Der taumelnde Kontinent», München 2009, S. 333.

regeln den sozialen Verkehr und zeigen an, wer Vorfahrt hat (im Zweifelsfall immer der König, also der sozial Höhergestellte). Sie bestimmen weite Teile unseres Lebens, helfen, vereinfachen, strukturieren, und manchmal leiden wir auch unter ihnen. Sie begleiten uns von der Geburt (↗Taufe) bis zum Tod (↗Begräbnis). Einige sind so zur Routine geworden, dass sie kaum mehr reflektiert werden (↗Zähneputzen, ↗Händewaschen), andere dagegen werden ständig diskutiert (↗Militärparade). Es gibt Rituale, die an Bedeutung verlieren (↗Tagesschau), und welche, die sich immer stärker etablieren (↗Halloween). Rituale sind nicht vom Himmel gefallen und auch nicht auf ewig verordnet, sie sind von Menschen gemacht und werden auch von Menschen abgeschafft.

Während die Achtundsechziger sämtliche Talare zu Belüftungszwecken anhoben und gegen muffige Rituale ankämpften, interessierten sich Soziologen und Anthropologen ab Ende der achtziger Jahre wieder vermehrt für die Regeln, nach denen Menschen gemeinsam auf unserem Planeten leben. Rituale überliefern und zementieren Machtstrukturen, sie prägen Lebenseinstellungen und transportieren klammheimlich das Wissen unserer Vorfahren. Oder ihren Aberglauben. Natürlich würde ein Kleinkind auch ohne gleichbleibendes Abendritual in den Schlaf finden. Nur eben irgendwann und jeden Tag zu einem anderen Zeitpunkt. Was wäre ein ↗Geburtstag ohne Rituale? Wie könnte man ohne ↗Brautstraußwerfen überhaupt heiraten? Statt ↗Weihnachtspost gäbe es traurige Kindergesichter, und angesichts tiefer Schockstarre bieten Beerdigungsrituale die Chance, mit dem Verlust von Menschen zumindest

so verlässlich umzugehen, dass am Ende nur die Trauerarbeit und nicht auch noch die Frage bleibt: «Hab ich Onkel Horst anständig unter die Erde gebracht?»

Daneben gibt es unzählige persönliche Rituale, die Menschen im Stillen hegen und pflegen. Sie sagen uns: Mensch, jetzt freue dich! Und sei es auch nur daran, dass dein Alltag wie ein Betriebssystem die ganze Zeit mitläuft. Stets das gleiche Frühstück, ein Blick in die Tageszeitung, und im Flugzeug – und nur da! – einen Tomatensaft.

Dieses Buch präsentiert eine große Bandbreite unterschiedlichster Rituale. Es ist erstaunlich, wie viele Dinge wir tagtäglich rituell verrichten, ohne uns dessen bewusst zu sein. Wer denkt schon bei der Begrüßung mit Handschlag daran, dass man so dem Gegenüber seit Jahrhunderten klar macht, dass man kein Schwert oder Messer in der Hand hält, um ihn zu töten? In diesem Sinne: Guten Tag! Sollte Ihnen das eine oder andere Ritual auf die Nerven gehen, machen Sie es wie Strawinsky – lassen Sie es richtig krachen. Oder brennen Sie die Wohnung nieder; denn wie Antoine de Saint-Exupéry ganz richtig sagte: «Ein Ritual ist in der Zeit, was im Raum eine Wohnung ist.»

Absacker Ob Schlummertrunk, Scheidebecher oder «Fluchtachterl» (österreichisch): Der Absacker ist nicht einfach ein Getränk; in Wahrheit bahnt er den Untergang an.

Man war im Theater oder Konzert, im Restaurant oder kommt aus einer anderen Kneipe und gibt vor, nur einen letzten gemeinsamen Trunk zu sich nehmen zu wollen. «Zwischen Leber und die Milz, da passt immer noch ein Pils!», heißt ein bekannter Trinkspruch. Also steuert man die nächste Spelunke an oder krabbelt, schon auf allen vieren, zur Hotelbar. Dort sollen Weizenkaltschalen, vergorene Rebsäfte oder noch schwerere Geschütze den bohrenden Fragen des Lebens endgültig jede Spitze nehmen. Der Tag und die halbe Nacht sind schon Vergangenheit. Es soll ein letzter Mai Tai den schon schläfrigen Geist zur erdabgewandten Seite des Mondes schießen, damit für eine Weile Funkstille herrschen kann. Der angepeilte Höhenflug endet aber meist als Rohrkrepiere. Höhere Sphären sind um diese Zeit, in diesem Zustand unerreichbar.

Greifenklaue hießen im Mittelalter die Trinkhörner, mit denen man einander bei Gelagen zuprostete, immer zwei Zecher aus einem. Meistens bis einer nicht mehr konnte. Der Brauch, wechselseitig auf das Wohl des anderen und später auch auf das sämtlicher Heiligen der Kirchengeschichte zu trinken, verschaffte den Bischöfen einiges an Arbeit: Sie reduzierten die Zahl der Verehrungswürdigen, um «dem

Saufteufel im Mantel der Heiligenverehrung»* das Handwerk zu legen.

Der Sage nach waren die Trinkgefäße ursprünglich ein Geschenk des Fabelwesens Greif an seinen Retter. Das Mischwesen aus Löwe und Adler litt nämlich unter Fallsucht und wurde vom heiligen Cornelius (zu deutsch: Hornträger) geheilt. Fortan bat man Cornelius – von 251 an zwei Jahre Bischof von Rom – um Beistand, wenn das Vieh krank wurde oder ein Mensch an Epilepsie litt.

Modernen Scheidebechern wohnt noch genau derselbe Fluch inne, von dem Cornelius den Greif einst befreite. Zügig aufs Wohl der gesamten Menschheit geleert, führen sie zu Fallsucht und pochendem Kopfschmerz. Aufrecht betritt man die Gaststätte, schwankend verlässt man sie. Im Kern ist das Ergebnis immer gleich. Das dehydrierte Gehirn scheint am nächsten Morgen auf Haselnussgröße geschrumpft zu sein. Man meint, eine recht enge Mütze zu tragen, hat einen Kater oder Riesenbrummschädel und kommt – wie man im Ruhrpott sagt – morgens «nich ausse Tonne». Kurz: Der Tag ist im Eimer, der Kopf im schlimmsten Falle auch. Der Absacker hat Wort gehalten. Tiefer kann man bis zum nächsten Abend kaum sinken.

Abschied Es war der 12. Oktober 1997. Der Himmel war blau, und die Sonne schien. Die Meteorologen hatten an diesem frühen Morgen einen klaren Himmel vorhergesagt. John D.

* Kleine Enzyklopädie des deutschen Mittelalters von Peter C. A. Schels.

bereitete seine Maschine, eine Rutan 61 Long EZ, auf den Start vor. Nachdem der Tower des Flugplatzes in Monterey, einem kleinen Ort zwischen Los Angeles und San Francisco, Starterlaubnis erteilt hatte, rollte John D. auf die Startbahn, beschleunigte und hob ohne Probleme ab. Schon nach wenigen Minuten näherte sich der erfahrene Pilot der Steilküste und dem Pazifik in der Nähe des beliebten Aussichtspunktes Lovers Point. Plötzlich begann der Motor der Maschine zu stottern. Um den Spritnachschieb zu sichern, wollte John D. den Tankwahlschalter umlegen, doch als er sich vorbeugte, geriet er an den Steuerhebel. Sofort verlor er die Kontrolle über das Flugzeug, das nun mit aussetzendem Motor abstürzte und auf dem Boden zerschellte. Die amerikanische Country- und Folklegende John Denver war sofort tot.

1966 hatte Denver, der insgesamt fünfzehn Millionen Platten verkaufte, die Abschiedshymne der Musikgeschichte schlechthin geschrieben – «Leaving on a Jet Plane»:

Alle meine Taschen sind gepackt, ich bin bereit zu gehen.
 Und stehe hier vor deiner Tür,
 Ich will dich nicht wecken, um Lebewohl zu sagen,
 Aber es dämmt schon, der Tag bricht an.
 Das Taxi wartet, und der Fahrer hupt,
 Und schon jetzt könnte ich vor Einsamkeit sterben.

...

Ich fliege mit einem Flugzeug fort
 Und weiß nicht, wann ich zurückkomme.
 Oh Babe, ich möchte nicht gehen.

Irgendwann muss jeder mal Tschüss sagen, und daher gibt es wenige Dinge, die Menschen mehr beschäftigen als der Abschied und seine Rituale. Roger Whittaker nannte ihn «ein scharfes Schwert». Und als der WDR im Jahr 2000 das Lieblingsgedicht der Deutschen ermittelte, landete auf Platz 1 – ausgewählt aus Hunderten von Gedichten – «Stufen» von Hermann Hesse. Das zentrale Thema: Abschied. Dem Volksmund zufolge ist Abschied immer wie ein bisschen Sterben, und Bertolt Brecht sagte: «Wenn dich ein Freund verlässt, dann schließ die Tür, damit es nicht kalt wird!»

Ein großes Abschiedsritual für Bundeskanzler und Bundespräsidenten ist der «große Zapfenstreich» der Bundeswehr. Der militärische Zapfenstreich wurde 1596 zum ersten Mal erwähnt. Wenn damals zu später Stunde die Soldaten ins Lager zurückkehren sollten, ging ein Offizier durch die Kneipen und schlug mit einem Stock auf den Zapfhahn des Fasses. Das war das Zeichen für den Wirt, mit dem Ausschank aufzuhören, und für die Soldaten der Hinweis, sich zu verabschieden und aufzubrechen. Der «große Zapfenstreich» mit Musik und Gebet ist eine Weiterentwicklung durch die preußische Armee unter Federführung ihres Musikdirektors mit dem klangvollen Namen Wilhelm Wieprecht. Erstmals aufgeführt wurde das militärische Zeremoniell 1838 zu Ehren des russischen Zaren Nikolaus I. Später wurden immer wieder hochrangige deutsche Politiker in dieser Weise aus dem Amt verabschiedet. 2004 ist Johannes Rau diese Ehre zuteil geworden, ein Jahr später ließ sich Gerhard Schröder in Hannover von der Bundeswehr feierlich «den Zapfen streichen», nachdem er sich aus dem Kanzleramt verabschiedet hatte. Für die SPD-Spitzen-



**Das wird dauern, wegen seiner Flugangst rollt er jetzt nach Rom.
Papst Benedikt XVI. 2005 beim Abschied in Köln.**

politiker sicherlich eine Gratwanderung, hatten doch Teile ihrer Partei das militärische Abschiedsritual stets als nicht mehr zeitgemäß abgelehnt.

Inzwischen gibt es aber auch Menschen, die auf der Suche nach ganz neuen Abschiedsritualen sind. Die moderne Medizin stellte sie vor Probleme, die früher unbekannt waren. So sucht ein gewisser Idan in einem Internetforum nach neuen Ideen, um sich in würdevoller Weise nach einer erfolgreichen OP von seinen Gallensteinen zu verabschieden: «Ich merke, wie ich mich ohne sie verändere, und möchte mich deswegen gleichermaßen von ihnen wie auch meinem alten «Gallenstein-Ich» verabschieden (...). Da Gallensteine wasserlöslich sind, kam mir schnell die Idee, die Gallensteine einem Gewässer zu übergeben (...). Vorschläge?»

Lieber Idan, wenn es schnell gehen soll, wie wäre es dann, sie einfach in die WC-Schüssel zu werfen und runterzuspülen? Ihnen die Hand zu geben und sie anschließend zur Tür zu bringen wird wohl nicht funktionieren. Das rät der «Knigge» zumindest bei Gästen, von denen man sich verabschieden will. Allerdings ist es nach den Benimmregeln noch höflicher, sie auch noch bis zum Auto zu begleiten. Der «Knigge» kennt keine Gnade: «Je weiter Sie den Gast begleiten, desto höher ist die Wertschätzung. Ein Minimum an Höflichkeit ist die Begleitung zur Tür. Dem folgen Aufzug, Treppe und Ausgang, Autotür ggf. sogar Bahnhof/Flughafen.» Irgendwann sollten sie den Gast aber bei noch so viel Wertschätzung in Ruhe lassen. Schließlich ist er auch durchaus in der Lage, seine Wohnungstür allein aufzuschließen.

Bei Abschieden im beruflichen Beisammensein schreibt der «Knigge» vor, die Hierarchie zu beachten. Zuerst verabschiedet man sich vom Chef, dann von der Sekretärin. Als nächstes gibt man den Kolleginnen die Hand, dann den Kollegen, wobei jeweils die Älteren Vorzug vor den Jüngeren haben. Zum Abschied nach einem Geschäftstermin lässig mit der Faust auf den Tisch klopfen – ein benimmtechnisches Sakrileg! Wer die geschäftliche Situation mit dem feierabendlichen ☛ Stammtisch verwechselt, kann auch gleich noch die Geschäftskunden um Geld anpumpen. Auf der After-Work-Party ist die Etikette dann allerdings ein wenig lockerer.

Private Partys kann man verlassen, ohne sich vom Gastgeber zu verabschieden. In Russland heißt dies «englische Verabschiedung», der «Knigge» bezeichnet es als «französische Verabschiedung». Das muss wohl auf Napoleon Bona-

parte zurückgehen. Als der mal eben sein Exil Elba verließ, um in hundert Tagen Europa neu zu ordnen, hatte er vorher auch niemandem Bescheid gesagt – als Empereur musste er wahrscheinlich nicht die strengen Regeln des «Knigge» fürchten. Der regelt sogar, ab wann man sich zu verabschieden hat: nicht vor dem Dessert und bei geschäftlichen Besprechungen erst nach dem Chef. Außerdem gibt er Ratschläge, wie man auf der eigenen Party hartnäckige Gäste hinauskomplimentiert, ohne gegen die Etikette zu verstoßen: «Ich bin jetzt müde. Wenn ihr noch Lust zu feiern habt, kenne ich einen tollen Club für euch!»

Manchmal können Verabschiedungen dramatische Folgen haben: Am 2. Januar 2010 wurde auf dem New Yorker Flughafen Newark Großalarm ausgelöst. Ein asiatisch aussehender Mann hatte unkontrolliert die Sperrzone des Flughafens betreten. Er war unter einem Absperrband hindurchgetaucht und hatte eine Sicherheitstür geöffnet. Sofort evakuierten Antiterrorereinheiten große Teile des Flughafens und fahndeten fieberhaft nach dem Unbekannten. Der gesamte Flugverkehr in den USA geriet daraufhin durcheinander. Man befürchtete einen Terroranschlag. Erst ein paar Tage zuvor hatte ein Mann mit einer Unterhose voller Sprengstoff ein Flugzeug über den Vereinigten Staaten zum Absturz bringen wollen. Durch die Ereignisse sensibilisiert, suchte man nun mit Hochdruck nach dem Eindringling. Erst Tage später stellte sich heraus, dass es sich bei dem mutmaßlichen Terroristen in Wirklichkeit um einen chinesischen Studenten handelte, der unbedingt noch seiner abreisenden Freundin einen Abschiedskuss geben wollte. Natürlich hatte der Romeo am Ende alle Sympathien auf seiner Seite.